

Abschied als Teil des Lebens:  
Der Fotograf Gordon Welters hat  
den Tod einer krebskranken Freundin  
mit der Kamera dokumentiert



## Wie wir sterben lernen

Im Umgang mit dem Tod erlebt Deutschland eine Kulturrevolution. Ein Essay VON CHRISTIAN SCHÜLE

Ein Wandel hat die Republik erfasst: Der Tod kehrt ins Leben zurück. Die Gesellschaft formuliert bisher ungewohnte Aussagen über Leid, Schmerz und Trauer und bildet neue Bilder und Begriffe vom Leben und Sterben aus. Allgemeinverbindliche Regelungen gibt es nicht mehr, Weltanschauungen spielen dabei kaum noch eine Rolle. An diesem gewandelten Umgang mit dem Skandal der Sterblichkeit lässt sich ein verändertes Menschenbild ablesen: Der Mensch von heute lässt sich seinen Tod nicht mehr aus der Hand nehmen. Kulturhistorisch betrachtet ist in Deutschland eine kleine Revolution im Gange.

Als äußeres Spiegelbild soziokultureller Veränderungen in der bundesdeutschen Gesellschaft kann auf ideale Weise der Hamburger Friedhof Ohlsdorf dienen. Er ist kein Friedhof im klassischen Sinn, kein christlich umflorter Gottesacker. Er ist ein Parkfriedhof, ein Naturpark mit Toten, der nun der Pluralisierung und Partikularisierung innerhalb einer pluralisierten und partikularisierten Gesellschaft Rechnung trägt. Da gibt es ein Segment für totegeborene Kinder, eine Rasenfläche für anonyme Beisetzungen, einen urwaldartigen Ruheforst mit Urnengräbern um Stieleichen, Rotbuchen und Waldkiefern. Da gibt es das letzte Gemeinschaftsgrabfeld von Aids-Toten genau so wie den von einem privaten Verein betriebenen »Garten der Frauen« im Geiste der Frauenbewegung, in dem prominente und nicht prominente Damen ruhen und in dem Muße, Poesie und die Ästhetik des Arrangements das Gefühl einer postmortalen Heimat hervorrufen. Während Einzel- wie Familiengräber an Bedeutung verlieren und klassische Begräbnisse den immer beliebter werdenden Feuerbestattungen weichen, entstehen, wie der Hamburger Kulturwissenschaftler Norbert Fischer sie nennt, »gruppenspezifische Miniaturlandschaften«: Begräbnisanlagen jener sozialen Gemeinschaft, der sich der Tote zu Lebzeiten zugehörig fühlte. Das können Grabanlagen von HSV- oder Schalke-04-Anhängern sein, von Kirchengemeindemitgliedern und Kegelervereinen. Freundeskreise und Fans bestimmter Bands sind im Tode vereint wie vorher im Clubhaus oder in der Südkurve.

Familien sind zersplittert, Lebensformen diversifiziert, Angehörige sind oft weit voneinander entfernt, Singlehaushalte Normalität. Die Begräbniskultur ist daher auch nicht mehr das letzte Hochamt einer bürgerlichen Zivilisation mit verbindlichem Regelsatz. In ihr findet ein Leben in der Unverbindlichkeit von Projekten und im Patchwork widersprüchlicher Lebensstile seinen Ausdruck, wobei es durchaus dem Zufall geschuldet ist, in welchem sozialen Verbund jemand sich am Lebensende befindet. Mehr und mehr fungiert der Friedhof auch nur noch als funktionaler Bestattungsort. Trauer und Gedenken wandern entweder in den öffentlichen Raum, wo sich, wie

im Falle des Todes von Lady Diana oder Robert Enkes, Emotionen kollektiv entladen und spontan sozialromantische Gemeinschaften stiften. Oder sie werden konserviert in der immateriellen Ewigkeit des www-Gedächtnisses, wo man den Verstorbenen per »Digital-Memorial« auf virtuellen Friedhöfen kommerzieller Portale »Internet-Gedenkstätten« errichtet.

Marterl oder Memorials für Unfalltote an Straßen wachsen sich zu Erinnerungsorten aus. Die Kirche hat nicht mehr den Alleinvertretungsanspruch auf Tod und Trauer, Seelsorge ist nicht mehr das Kerngeschäft gestresster Priester. Die profane Gegenbewegung wider die Einsamkeit und die Atomisierung hat sozialromantische Züge und lautet: zurück in die Natur, zur Zeremonie, zum Ritual. »Der Tod ist der letzte existentielle Bereich, in dem es zu einer gesellschaftlichen Befreiung gekommen ist«, befindet der Kulturanthropologe Fischer in Analogie zur sexuellen Revolution post 1968. Er muss das wissen: seit 25 Jahren forscht er über Begräbnis- und Trauerformen.

In mehreren Genres und Formsprachen ist Alter und Vergänglichkeit mittlerweile auch im Wahrnehmungsraum der Massenmedien angekommen - eine ganz neue Botschaft an die werberelevante Zielgruppe bis 49. Eine sich dem Imperativ des unbedingten Fortschritts ausliefernde Gesellschaft, die im Strudel des demografischen Defizits zugleich Gefahr läuft, ihre Reproduktion zu verpassen, beginnt allmählich, so scheint es, das Leben auch vom Tode her denken. In dieser Enttabuisierung steckt eine große Chance zur Veränderung. Denn wer mit dem Tod nicht umgehen kann, kann auch andere existentielle Krisen nicht bewältigen.

Noch immer ist der Tod der blinde Fleck eines Lebens im Betriebssystem der allgemeinen Optimierung, noch immer bleibt er die größte narzisstische Kränkung des auf seine Autonomie pochenden Individuums. In keinem Rechtsgebiet ist eigenständig definiert, was genau der Tod ist. Die Wissenschaften sind sich uneinig, wann exakt der Mensch tot ist - nicht einmal Pathophysiologen vermögen festzuschreiben, was Sterben eigentlich ist. Nach Grundgesetz Artikel 2.2 hat jeder Mensch das Recht auf ein gutes Leben; das Recht auf einen guten Tod ist nirgendwo verbrieft. Jedes Nachdenken über einen solchen setzt deshalb bei einer zeitgemäßen Auslegung des Begriffs Menschenwürde und der intellektuellen Neubestimmung dessen an, was ein »würdevoller Tod« sei. Zwischen würdevollem Leben und würdevollem Sterben besteht freilich ein bedeutsamer Unterschied.

Die Betonung der Würde im Diskurs über Sterben, Tod und Trauer deutet zweierlei an: dass der Wahn einer totalen Kontrolle über das Leben mittlerweile als Illusion überführt ist - und dass sich zunehmend mehr Menschen der Instrumentalisierung und Fremdbestimmung durch eine religiöse Weltanschauung, die moderne Medizin und staatliche Bürokratisierung entgegenstellen.

Im Rekurs auf den Kantischen Imperativ hat sich weitgehend eine Ethik ohne Gott durchgesetzt. Ihre Maxime: Begegne jedem Menschen so, wie man dir begegnen soll, wenn du in einer solchen Situation bist. Vor fünfzehn Jahren hätten viele dem Satz, Wachkoma-Patienten seien Lebewesen, nicht zugestimmt, bemerkt der Psychologische Psychotherapeut Michael Wunder, Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg und Mitglied des Deutschen Ethikrats. Die Wahrnehmung habe sich stark verändert, es scheint sich Grundlegendes gewandelt zu haben: Der Respekt dem vergehenden und eingeschränkten Leben gegenüber ist gestiegen.

Die Palliativmediziner definieren Sterbenlassen als letzten Akt menschenwürdigen Lebens, Ethiker erklären Schmerzinderung zum Nukleus des Begriffs der Würde, Rechtsphilosophen denken über die Legitimation einer Beihilfe zum Suizid in Ausnahmesituationen nach. Die Grenzen zwischen passiver und indirekter aktiver Sterbehilfe verschieben sich in dem Maße, in dem das Wissen über Sedativa, Narkotika und Anxiolytika zunimmt, die Zahl stationärer Hospize in den Krankenhäusern wächst und ambulante Palliativmedizin es Totkranken ermöglicht, von der Familie umsorgt zu Hause sterben zu können. Die Patienten-Autonomie, Ausweis des allgemeinen Persönlichkeitsrechts, wird als höchstes Gut der Selbstverfügung verstanden, das Ärzte zunehmend respektieren. »Man nimmt dem Menschen in seinem Wunsch zu sterben heute sehr viel ernster als man es noch vor ein paar Jahren getan hat«, bemerkt dazu der Münchner Strafrechtsprofessor Ulrich Schroth.

Nach wie vor degradiert die funktionale Zergliederung des Todes durch Professionalisierung den Menschen an und nach seinem Ende zu etwas Unbrauchbarem - der Tote als Ware, das Tote als Müll. Vor kurzem noch, berichten Bestatter, Ärzte und Pfleger, seien Sterbende systematisch in Abstellkammern der Krankenhäuser geschoben worden, ohne Ruhe, ohne Beistand, ohne Reaktion auf Schmerzen und Ängste. Dem einsamen Tod in der Kälte folgte die Verfrachtung in den Keller, dann die kommerzielle Entsorgung im Bestattungswesen. Und wer den Tod des Angehörigen nicht finanzieren konnte oder wollte, setzte und setzt womöglich auf die »Tiefstpreisgarantie« des Discountbestatters »Sargdiscount«.

Seit zehn Jahren aber greifen alternative Formen von Tod, Abschied und Erinnerung Raum, und alle Trends zusammengenommen lässt sich von einer neuen Ars moriendi sprechen. Diese »Kunst des guten Sterbens« - im späten Mittelalter auf das Himmelsreich gerichtet, heute aber völlig entchristlicht gedacht - wurde maßgeblich

von der Aids-Selbsthilfe-, der Schwulen- und Hospiz-Bewegung seit Ende der 1990er Jahre beeinflusst und vorangetrieben. Aus diesem Geiste heraus ist 2007 auch das »Lotsenhaus« unter dem Dach der Landesarbeitsgemeinschaft Hospiz in Hamburg-Altona gegründet worden, ein Bestattungs- und Beratungshaus in einer ehemaligen Filiale der Dresdner-Bank. Seine Räume stehen allen offen, vor allem will man nicht vorgeben, was würdevoll zu sein hat, sondern dem Entsprechenden, was der Einzelne als für sich würdevoll erkennt. Was kann daraus folgen? *Knockin' on Heavens Door* zur Totenfeier etwa, freie Trauerreden im Ruheforst, Trauerzüge zum Friedwald, Gesänge, Luftballons, Flusszeremonien, Seebestattung oder die Pressung der Asche zum Diamant. Während im Raum Angehörige singen, lachen, weinen, Filme zeigen, Anekdoten erzählen und den Toten anfassen, fahren städtische Busse vorbei, verharren Passanten vor den Fenstern, beobachten vorbeikommende Kindergartenkinder das Tote und die Trauer unbefangen. Der Tod kehrt durch seine Sichtbarkeit ins Bewusstsein zurück. Die gezielte Transparenz neutralisiert Ängste und führt im besten Fall zur Normalität - wer das Tote sieht, nimmt Anteil.

Das mag Vorhut, die Avantgarde einer Entwicklung sein, die sich nicht überall wird durchsetzen können. In jedem Fall aber ist der Begriff der Menschenwürde heute anders als noch vor zehn Jahren gefasst: In seinem Mittelpunkt stehen das konkrete Individuum und seine Emotionen. Der Zeitgenosse kreist nach wie vor um sich, aber in seiner Ichbezogenheit nimmt er auch sorgenden Einfluss auf die Art und Weise seines Endes.

Ein solcher Wertewandel hin zu einer höheren Lebensqualität im Sterben ist vor allem das Resultat einer erhöhten Sensibilität gegenüber der Selbstbestimmung und der Autonomie des Einzelnen. Selbstbestimmung bezieht sich auf die Kompetenz einer Person, ihre Handlungen als eigener Akteur zu initiieren. Autonomie bezieht sich auf die grundsätzliche Zuschreibung des Menschen, als solcher selbstzweckhaft und niemals Mittel zum Zweck zu sein. »Würde heißt heute, im Sterben nicht instrumentalisiert zu werden«, meint der Bonner Philosophieprofessor Dieter Sturm, Direktor des Deutschen Referenzentrums für Ethik in den Biowissenschaften. Er erklärt die Ideologisierung durch eine christliche Weltanschauung in den letzten Fragen für weitgehend erledigt. Die Konstanten katholischer Vorschriften erodieren: Mit dem »ewigen Leben« lässt sich kaum noch jemand beruhigen, der Glaube an Wunder und Auferstehung weicht der Behauptung des alltäglichen Lebens, das Versprechen eines transzendenten Paradieses entfällt. Die Vorstellung des Menschen von der Ebenbildlichkeit Gottes hat

KOMMENTARZEILE

### Eine Überschrift

Unterzeilen gleich ausch bei kleinen

Fuat, vel illum dolore eu feugiat nulla facilisis at vero eros et accumsan et iustos 00.500 Zeichen odio dignissim qui blandit praesent luptatum zril delent augue duis dolore te feug 00.600 Zeichen ait nulla facilisi. Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit, sed di 00.700 Zeichen

ipiscingGiamet, core eu feumsandio ele-nibh eugue consed do od min henibh ero con eugiamet am vullumm odoloboreet, consequi eu feugiat volortinum venelisi.Wiscilis ad erciliquip ea feui

Cessinti tem as est essi adionsequunt quidem ut oditemodi core et elessum quas-pist perferia veles quatur rerum sequisi audandigent volorem ut lalet lam re dolor remque consecte nes explaudignam aut omnihil ma dolor sitaquia consequatur, venihlipisape ipiendandita sament aut a que odi sunte plit lit labore, cusame corrovitae. Lup-tat et eum rem inciis volor ati accus idendel molorit harum que pliaturi dolorero cul-landerem vel ium sam equo iuntur?

Mus diciandem seque restrumqui aut ut est, te nisse consequatem nam res pa nat faccus sandae. Et liganam, ut aut que lia quibus magnit porrehene consequi atibus aut occus.

Uraeae. Intiorae pro vellaborro mod qui simus corerunt et, nonsequi dentias volorae endener unter labore doles num nihille struptapedi si tore ad ut utem nessitiis et venda sam, nimodi to et latur?

Obis dolupti oreped quiam, culpa disit la nus natus, volupti onserum accessit pe-rrior as mod execatur asimi, quaerios simet eribereped quatus res ipiet faceribus, num volest ipsam, tem fuga. Nam, ut harum ma-ioresst pernamet volor moluptat quam neculpa rundam voluptatur aut aut om-molore num quis ma volorepudam ium que ni ut post alit apit, as magni dolorescit as do-lum explique con preius.

Catiur sequi aut rempore henduntem quibus, utem neccasset ut evellab ilibus in-tia quist, sae cus dolupta volest, ut aborum volenis dunt lacicis itaque doloria ndictur alignisque explita quundit lab in peribusdai-nt antibuscias endi ipicium et, eum nul-litatur, imus.

Evelit officabo. Pitaquiam litemquam dolor maio. Archil ium quid experum distis mostio. Dae libusdam, velibus qua nomem es adis sitae pos soluptae rentibeaquis euntibusape peri sintiae non conmihit poribus a acceatib usamum maximolmo ni, conse-qui con comnihi ciantiam ratio qui custiat-ur? On pliquis aut adist iliatibus etur rerro-rest, quid que derovatis smagint officim inctotatio mintiusandam antiatstus undisci molorum, simil expellit ipsum eius eius excearcipis aut laborem enistio ideribus.

Atur simpore ex estrum vollessit, sin con comnihit et ex eumquia tionem eos mag-nim es ecienima volora sequi officient lau-tem. Itate cupattem et exero tectemp erum-end escitem fuga. Itate necest alit, cusae nonsedi psapidus, sequi remquassim quis sanisi tem ius, tesequam quam iligentore, is es dem fapeced quae conem coriate maxi-mu nimolore dolupta sum ut et mi, conse-quisbus simus mollici liquis neccati asperib-us sunt respelis ad molor magnienimus aut et quo equissint, quodis seque peria neccis nis cupatibus de alignistia as ellupis assum ullorem quanis itempero et maione-rristorate sitin repero blab iduciae mo-diaerit descipid et, consequibus es qui od

ZEIT FORUM  
der Wissenschaft

Ist jede Lüge ein Betrug? Eine Sünde? Oder sind Lügen im Gegenteil der notwendige soziale Kit für das Überleben menschlicher Gemeinschaften? Gibt es barmherzige und unbarmherzige Lügen? Gute und schlechte Lügen? Ist die beste Lüge jene, die wir am Ende selbst glauben? Über die Kunst des Selbstbetrugs diskutierten am 1. November auf Einladung der ZEIT, der ZEIT-Stiftung und des Deutschlandfunks sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die Düsseldorfer Philosophin Simone Dietz, Jan Leube, Kreativchef der Werbeagentur Young & Rubicam, der Kölner Arzt und Autor Manfred Lütz und der Freiburger Moralthologe Eberhard Schockenhoff auf dem 47. ZEIT Forum der Wissenschaft. Das Transkript ist auf ZEIT ONLINE verfügbar.

Weitere Informationen im Internet:  
www.zeit.de/2012/zeitforum

Fortsetzung auf S. 40



Attraktiv wie Angelina:  
Der Schmolmund  
kommt beim anderen  
Geschlecht gut an

# Das Geheimnis dicker Lippen

Die Entwicklung neuer Buntbarscharten in den Kraterseen Nicaraguas widerlegt einen Grundsatz der Biologie VON JOACHIM BUDDÉ

Der nicaraguanische Zitronenbuntbarsch lebt in den riesigen Seen Lago Managua und Lago Nicaragua im Westen Mittelamerikas. Er hat vielfältige Nachkommen – und deren genaue Prüfung hat nun feste Überzeugungen der Biologen über den Haufen geworfen.

Die Jungtiere der Art *Amphilophus citrinellus* sind zunächst dunkel gefärbt, erst mit der Zeit nehmen manche einen Goldton an, dem der ganze Artenkomplex seinen Namen verdankt: Midas-Buntbarsche. Der Körper der Zitronenbuntbarsche ist schmal und hoch. Alle haben schmale Lippen, manche einen Stirnbuckel. Aus den Zitronenbuntbarschen haben sich in Seen der Umgebung weitere Arten entwickelt. Im Lago Apoyeque leben etwa zwei Arten Buntbarsche, die sich äußerlich nur am Maul unterscheiden: Die einen haben dicke Lippen, die anderen dünne. Die bronzefarbenen schimmernden Fische mit dunklen, senkrechten Streifen stammen zwar vom Zitronenbuntbarsch ab, doch der ist aus dem Kratersee verschwunden.

Das liegt an den Lebensbedingungen in den Kraterseen, die von denen der beiden großen Seen fundamental verschieden sind. Deren Wasser ist flach und vor lauter Algen trüb. Die Kraterseen sind hingegen tief und klar. »Wohl fast jeder der Kraterseen im Westen Nicaraguas enthält seine eigenen jungen Arten«, sagt Axel Meyer. Der Evolutionsbiologe von der Universität Konstanz untersucht

hier seit 30 Jahren Midas-Buntbarsche. Er hat in mehreren Kraterseen Fische mit schmalen und mit dicken Lippen gefunden. Darum fragte er sich, ob dies Beispiele für parallele Evolution seien: Haben sie dieselben Merkmale entwickelt, weil sie auf dieselben Herausforderungen trafen?

Die Arten haben sich an ihre relativ neue Umgebung in den Kratern gut angepasst. Jeweils eine Art ist etwas länglicher als der Zitronenbuntbarsch, sie ist spezialisiert auf die Jagd im offenen, tiefen Wasser. Die andere ist wendiger und hat dicke Lippen. Diese dienen als schützende Polster, wenn die Barsche bei der Jagd gegen scharfe Gesteinskanten stoßen. Und sie helfen als Dichtungsringe, wenn die Fische mit dem Maul kleine Krustentiere aus Felspalten saugen. Zudem gefallen schmolllippen Exemplare dem anderen Geschlecht: Gemäß Beobachtungen der Forscher paaren sich dicklippige Tiere nur mit anderen dicklippigen. Da sich die Arten im selben See entwickelt haben, widerlegen sie einen Lehrsatz, den Ernst Mayr aufgestellt hatte. Der deutsch-amerikanische Evolutionsbiologe war überzeugt, dass sich neue Arten lediglich in geografisch voneinander getrennten Gebieten entwickeln.

Für Molekularbiologen wie Axel Meyer herrschen aufregende Zeiten, denn modernste Methoden gestatten es nun, Fragen zu beantworten, die bisher nicht oder allenfalls sehr indirekt zu klären waren: Wiederholt etwa die Evolution ihre Lösungen, wenn sie auf identische Herausforderungen trifft? »Ich fühle mich wie ein Kind im Naschladen«, schwärmt Meyer. »Noch vor fünf Jahren wäre eine solche Analyse unmöglich gewesen.« Er und seine Kollegen haben in Barschen aus den beiden großen Seen und aus zwei Kratern nach Genen gesucht, die für dicke Lippen verantwortlich sind. Hierfür haben sie den Fischen Gewebe für eine Transkriptom-Analyse entnommen. Diese spürt in den Zellen die RNA auf, den genetischen Botenstoff, der die Bauanleitung der Gene (DNA) in Proteine umsetzt. Nach

Abermillionen Lesevorgängen wussten sie endlich, welche der rund 22 000 Fischgene in den Lippen aktiv waren. Der Computer spuckte endlose Listen aus. »Und neben keinem der Gene stehen drei rote Sterne, die anzeigen: Dies ist das gesuchte Gen«, sagt Meyer. Deshalb fishten die Forscher statistisch nach jener DNA, die zehn- bis tausendfach häufiger in dicken Lippen aktiv war als in dünnen. Sie fanden sechs solcher Gene.

## Parallele Evolution

Haben die Fische in verschiedenen Seen dieselben Merkmale ausgebildet, weil sie sich an ähnliche Bedingungen anpassen mussten?

wussten sie endlich, welche der rund 22 000 Fischgene in den Lippen aktiv waren. Der Computer spuckte endlose Listen aus. »Und neben keinem der Gene stehen drei rote Sterne, die anzeigen: Dies ist das gesuchte Gen«, sagt Meyer. Deshalb fishten die Forscher statistisch nach jener DNA, die zehn- bis tausendfach häufiger in dicken Lippen aktiv war als in dünnen. Sie fanden sechs solcher Gene.

»Das klingt nach einem sehr schönen Beispiel für parallele Evolution«, meint Jonathan Losos. Doch der Evolutionsbiologe an der Harvard University wünscht sich Antworten auf die eigentliche Frage: Gibt es Beweise für eine Beschränkung der Evolution, die auf dem genetischen System basiert, das diese beiden Arten teilen? Würde man weiter entfernt verwandte Buntbarsche in einem der Krater aussetzen, bekämen deren Nachkommen auch dicke Lippen über dieselben genetischen Veränderungen? Das gäbe Hinweise darauf, ob die Evolution für neue Herausforderungen stets die optimale Anpassung findet oder ob das Repertoire der Natur begrenzt ist.

Axel Meyer möchte jetzt untersuchen, ob die Mutationen, die zu den dicken Lippen geführt haben, in den Seen entstanden sind oder ob sie nur genetische Varianten waren, die die Fische aus den alten großen Seen mitgebracht haben und die sich in der neuen Umwelt in der Population ausbreiteten.

Der Krater des Apoyeque überragt die Chiltepe-Halbinsel, die in den Managua-See hineinragt. Der Vulkan ist erst vor 1800 Jahren bei einer Eruption entstanden. Die Arten darin dürften noch viel jünger sein, denn vor 150 Jahren war der Apoyeque noch aktiv. Populationsgenetische Untersuchungen legen nahe, dass die Vorfahren aller Fische im Lago

Apoyeque erst vor 100 Jahren hineingelangt sind. Wie das passiert ist, ist völlig offen. Jeder Krater ist nur von oben zugänglich, die Fische müssen also durch die Luft gekommen sein. Zwar könnten Menschen sie eingeschleppt haben, aber die meisten Seen sind vollständig von der Außenwelt abgeschnitten. Oft muss man mehrere Hundert Meter die steilen Kraterwände hinabsteigen, um ans Wasser zu gelangen. Auch Kormorane oder Seeadler könnten Fischlaich eingebracht haben.

Axel Meyer sieht im »Fischregen« eine wahrscheinliche Variante: Hurrikane, die große Wassermengen mitsamt dem Leben darin anheben und verfrachten, sind in Fachzeitschriften beschrieben worden. Für diese Theorie spricht, dass die Vorfahren aller Fische in mehreren Kratern zum gleichen Zeitpunkt hineingelangt sind. Auch dieses Bonbon stammt aus dem Naschladen der modernen Molekularbiologie: Sie erlaubt Rückschlüsse, wann die Seen besiedelt wurden.

Name: Norddeutscher-Rundfunk/NDR-2---

Name:  
Breite:  
Höhe:  
Farbe:  
Anzeigennummer:

220.75  
220

ZDF-Werbefernsehen-GmbH-Herrn/A

mm  
mm  
Prozess

103462170002

## Wie wir sterben lernen

Fortsetzung von S. 39

sich definitiv verändert. »Was einem Patienten von kirchlicher Seite unter dem Stichwort Akzeptanz des Leidens zugemutet wurde«, resümiert Sturma seine Studien, »wollen wir heute zu Recht nicht mehr hören.«

Was folgt daraus? Womöglich die Erkenntnis, dass der Kampf gegen den Tod für jeden Menschen von vornherein verloren ist. Das klingt nach einer Banalität, ist es aber nicht. Sich früh im Leben den eigenen Tod bewusst zu machen, könnte zu einem bewussten Umgang mit dem Sterben führen. Will heißen: Sich rechtzeitig in die eigene Endlichkeit einzulassen, fördert die Einsicht, dass die Autonomie am Ende doch begrenzt und die Abhängigkeit von anderen groß sein könnte.

Ist aus all dem zu schließen, dass dem Leben an sich heute ein anderer Wert beigemessen wird als vor zehn, fünfzehn Jahren? Eindeutig ja. So lässt sich das Ergebnis der gerade beendeten Arbeit des Heidelberger Marsilius-Kollegs zusammenfassen, eines interdisziplinären Forschungsprojektes innerhalb der Exzellenz-Initiative der dortigen Universität. Vertreter aus Palliativmedizin, Gerontologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft und Recht befassten sich unter der Leitung des Medizinhistorikers und Mediziners Wolfgang Eckart und des Rechtsphilosophen und Medizinalrechtlers Michael Anderheiden mit dem Thema »Menschenwürde am Lebensende«.

»Zum ersten Mal wird jetzt in Deutschland das Sterben als eine Phase des Lebens wahrgenommen«, sagt Anderheiden und weist auf mögliche Ursachen für die bislang organisierte Verdrängung des Todes: Zum einen habe Deutschland während NS-Zeit und Weltkrieg zu viele Tote erlebt, zum anderen sei die 68er-Bewegung eine der Lebensbejahung gewesen. Hedonismus und Frohsinn der 1980er sowie Schönheits- und Jugendkult der 1990er Jahre hätten den Tod aus kulturellen Gründen weiter tabuisiert. Der Paradigmenwechsel habe erst eingesetzt, als im Einzugsbereich der hoffähig werdenden Hospizbewegung die Selbstwahrnehmung einer immer älter werdenden Bevölkerung zum Wunsch after größere Selbstbestimmtheit führte.

Analog dazu wurde die Palliativmedizin stets wirkungsvoller. Sie ermöglicht heute ein nahezu schmerzfreies Sterben, parallel dazu brach die Zurückhaltung deutscher Ärzte peu

à peu auf: Die Angst vor Verstößen gegen das restriktive deutsche Betäubungsmittelgesetz und damit die Furcht, jemandem versehentlich zum Sterben zu sedieren, scheint zu weichen. Vor allem im veränderten Selbstverständnis der Ärzte ist nach Auffassung der Kolleg-Mitglieder ein kolossaler Wandel abzulesen. Die Mediziner, fasst Eckart zusammen, begriffen sich nicht mehr als Halbgötter in Weiß, die es als persönliche und berufliche Niederlage auffassen, wenn sie jemanden sterben lassen müssen. »Zur ärztlichen Aufgabenverwaltung gehört genauso, Menschen beim Sterben zu begleiten und den Zeitpunkt zu erfassen, an dem aus der kurativen eine palliative Therapie wird.« Es gehe nicht mehr darum, dass unbedingt geheilt, sondern, dass mit einer Krankheit oder Behinderung gut gelebt werde. »Wir können heute besser sterben lassen, ohne zu töten.«

Die Medizin lässt los. Sie lässt sterben, wo sie Leben nur künstlich verlängert. Sie lindert Schmerzen tödlicher Erkrankungen, ohne das Leben aktiv zu verkürzen. Diese Hilfe zum Sterben als Grundgedanke einer zeitgemäßen *Ars moriendi* zu begreifen, hieße, menschenwürdiges Sterben als würdevolles Leben zu verstehen. Im Zentrum eines gewandelten Verständnisses der Menschenwürde am Lebensende steht das Wohlergehen des Einzelnen und die normative Frage: Wie soll *nicht* gestorben werden? In die Tiefenschicht des Bewusstseins sickert beständig tiefer ein, dass zur Menschenwürde körperliche, psychische und auch soziale Aspekte gehören und dass beim Sterben eines Menschen Pflegerin und Palliativmediziner mindestens so wichtig sind wie der verehrte Chefarzt.

Ein Recht auf einen guten Tod innerhalb der Kunst des guten Sterbens ist weder juristisch einklagbar, noch moralisch verbindlich, aber es ist zu einem konventionellen Anspruch des Zeitgenossen an sich und seine Umgebung geworden. Womöglich ergibt sich so ein Bild vom Menschen, der nicht stark und effektiv zu sein hat. Der im Alter weder rüstig noch fidel sein muss, der weiß, wer ihm wodurch Atemnot und Todesangst lindern kann und darf, um die letzte Phase des Lebens als *Leben* wahrzunehmen, wertschätzen und gestalten zu können. Auf den heutigen Tage hin lässt sich unbestreitbar sagen: Der Tod wird ins Leben zurückgeholt, nicht nur jetzt im November.